

Die Grafen von Buchenau

Roman von A. B.

(4. Fortsetzung.)

Der Referendar hielt unwillkürlich seine Schritte an und sah seinen Bruder mit starrten, erschauerten Augen an. Diese Mitteilung kam ihm so unerwartet, daß er sich von seiner Verwunderung gar nicht erholen zu können schien und nur die gestammelten Worte hervorbrachte:

„Wie, Du — Du willst?“ —
„Mich um Fräulein Franziska bewerben, ja wohl! Wenn ich erst der Schwiegersohn des reichen Hoflieferanten bin, dann bin ich geborgen mein Leben lang. Keine Foe, wie?“

Das Lachen seines Bruders gelte dem Referendar in die Ohren und verursachte ihm eine außerordentlich peinliche Empfindung. Eine heftige Aufregung glühte ihm in den Adern. Zorn und Schmerz zugleich siedeten in ihm auf, und mit einer heftigen Bewegung löschte er seinen Arm von dem noch immer listig und triumphierend lächelnden. Er fühlte mehr als je Enttäuschung und Verachtung gegen den Bruder in sich aufsteigen. Er hatte das Gefühl, als sähe er eine freche, ruchlose Hand sich nach einem unantastbaren Heiligthum ausstrecken, und es schien ihm unmöglich, daß Bobo's Winbkelei, seine leichtsinnige, frivolste Art auf Fräulein Franziska einen anderen Eindruck hervorzuheben vermöge. „Du denkst doch nicht“, stieß er heifer hervor, „daß Fräulein Börner auf Deine — Deine Absicht eingehen wird?“

„Warum denn nicht?“ entgegnete der Ex-Leutnant verwundert. „Solchen Spießbürger-Gänschen zu imponieren ist doch 'ne Kleinigkeit für unsereinen, der Erfahrung darin hat, mit den Weibern umzugehen. Und vollends, wenn ich erst damit herausrücke, daß mir nicht der Baronstitel, sondern der Grafentitel zukommt. Glaubst Du, daß sich das Fräulein Börner weigern wird, ihren simplen Namen gegen den einer Gräfin Buchenau auszutauschen?“

Dem Andern wollte eine heftige Entgegnung auf die Lippen treten. Aber er drängte sie schwer atmend zurück. Und von dem Drange beherrscht, das Gespräch, das ihm nur quälende, peinliche Empfindungen verursachte, zu beendigen, berührte er flüchtig die Hand des Bruders mit der seinen.

„Adieu“, sagte er. „Ich habe zu thun; meine Adresse kennst Du. Vielleicht überlegst Du Dir noch, was ich Dir vorgeschlagen habe.“

Er eilte davon, als habe er nunmehr keine Sekunde mehr zu verlieren.

Achtes Kapitel.

Die Hundstagsferien waren gekommen. Die Familie Börner war nach einem Aufbruch abgereist um die heißen Julimonaten am kühlen Strande des Meeres zu verleben. Nur Herr Börner war in Berlin zurückgeblieben, da ihn, wie er behauptete, wichtige Konferenzen mit Baron von Detting und anderen Sportsmen an die Zentrale des deutschen Sportlebens festsetzten. Die Idee der Begründung eines großen Rennstalles sollte in allen Einzelheiten erörtern und besprechen und ihre Ausführung eventuell in den Weg geleitet werden.

Mit Beginn der Gerichtsferien verließ auch Dietrich Berlin und begab sich für ein paar Wochen nach Schloss Buchenau zu seinen Eltern. Während der ersten Tage lag es dem jungen Grafen wie ein Alp auf der Brust. Seine Eltern hatten von Bobo's Rückkehr nach Deutschland keine Ahnung. Weber der Kammerherr noch Ertha hatten es für angeeignet gehalten, in ihren gelegentlichen an die Eltern gerichteten Briefen des unerwarteten Ereignisses Erwähnung zu thun.

„Wo zu auch?“ hatte der Kammerherr zu Dietrich bei dessen formellem Abschiedsbesuch gesagt. „Mein Grundgesetz heißt, Allem, was unerquicklich ist, soweit wie möglich aus dem Wege zu gehen. Mir ist am wohlsten, wenn ich den Namen Bobo überhaupt nicht mehr zu hören brauche.“

Nun quälte den Referendar die Frage: Sollte er nach dem Beispiel seines Schwagers handeln, oder war es besser, seinen Eltern die Thatfache von Bobo's Unwesenheit in Berlin nicht vorzuenthalten?

Der stumme Schmerz, der in den vergrämten Mienen seiner Mutter zum Ausdruck kam, und der in ihrem ganzen, apathischen, freundlosen Wesen sich offenbarte, rührte ihn tief, und der Wunsch, ihr wenigstens eine kleine Linderung zu verschaffen, indem er sie von der quälenden Ungewißheit über das Schicksal ihres Lieblings befreite, veranlaßte ihn, ihr eines Tages unter vier Augen — der alte Graf war auf das Feld zur Ernte hinausgeritten — von seiner Begegnung mit Bobo zu erzählen.

„Wunderbar“, wie sich die müden Züge belebten und wie ein lebhafter Strahl aus den starren Augen bligte! In die eingefallenen bleichen Wangen stieg ein schwaches Roth und eine freundliche Erregtheit kam in den zuckenden Mienen und in der Haltung der sich straff aufrichtenden Gestalt zum Ausdruck. Zuerst war die froh Ueberraschte

gar nicht im Stande, ihre Empfindungen in Worten auszudrücken, sie preßte stumm ihre Rechte gegen das heftig klopfende Herz und sah mit überströmenden Augen zu Dietrich hinüber. Dann blickte sie nach oben und flüsterte in ausbrechendem Dant- und Glücksgefühl:

„Ich danke Dir, mein Gott, daß Du ihn nicht hast zu Grunde gehen lassen!“

Und sich zu Dietrich wendend, fragte sie:

„Du hast ihn also gesehen und gesprochen, Dietrich?“

„Ja, Mama!“

„Wie sieht er aus, Dietrich? Wie geht es ihm? Leidet er Noth?“

„Nein, Mama. Es geht ihm sogar recht gut.“

Die alte Dame schlug ergriffen die Hände in einander und sah mit glücklich strahlenden Augen zu ihrem Sohn hinüber. Ein neues inniges „Gott sei Dank!“ löste sich aus ihrer tiefaufgehenden Brust. Dann legte sie ihre Rechte gegen die Augen und verhornte eine Weile schweigend. Dietrich ging erschüttert im Zimmer auf und ab, und neben der wehmüthigen Genugthuung, die er empfand, durch seine Mitteilung der Mutter offenbar eine schwere Last von der Seele genommen zu haben, regte sich der schmerzliche Zorn in ihm gegen den Leichtsinningen, der seine schlechten Triebe nicht einmal in Rücksicht auf die trante Mutter, die mit allen Fibern ihrer Seele an ihm hing, zu zügeln vermochte.

Endlich ließ die Gräfin ihre Hand sinken. An den Wimpern ihrer tiefumranderten Augen hingen ein paar schimmernde Tropfen.

„Erzähle mir, Dietrich“, sagte sie, „wie es ihm in all der Zeit ergangen ist! In Amerika hat er wohl viel Schöneres durchgemacht?“

Dietrich antwortete ausweichend.

„Ich glaube nicht, Mama. Uebrigens, Genauerer weiß ich auch nicht. Jedenfalls hat es ihm rüben wenig gefallen.“

Die Gräfin nickte aus voller Ueberzeugung.

„Das glaube ich“, sagte sie wehmüthig lächelnd. „Und nun, Dietrich? Was treibst er nun? Womit fristet er sein Leben?“

Dietrich wandte seinen Blick ab von den forschend und in ängstlicher Spannung auf ihm ruhenden Augen seiner Mutter.

„Er hat noch keinen bestimmten Beruf, Mama.“

Sie nickte abermals, und in ihren Zügen trat wieder der Ausdruck der Sorge und Bestürzung hervor.

„Ja, ja“, äußerte sie, „es mag ja wohl sehr schwer für ihn sein, irgend eine angemessene Thätigkeit zu finden. Da ist es ein wahres Glück, daß Du in seiner Nähe bist und Tassilo und Ertha. Ihr werdet ihn ja nicht Noth leiden und zu Grunde gehen lassen.“

Wieder heftete sie ihre Blicke ängstlich fragend auf des Sohnes Antlitz.

„Nein, Mama“, stieß dieser hervor, durch das Fenster in den Wirtschaftshof hinaussehend, denn er konnte den Blick seiner Mutter nicht ertragen.

„Sie vertritt abermals eine Pause beiderseitigen Schweigens.“

„Dietrich!“ ertönte endlich der Gräfin leise Stimme in bittendem Ton.

Der Geruchene schmeckte herum und trat mit raschen Schritten an den Sessel seiner Mutter.

„Mama?“

Die Gräfin erfaschte die Rechte ihres Sohnes und umschloß sie mit ihren beiden Händen.

„Versprich mir, Dietrich, daß Du Deinen Bruder nicht verlassen wirst, was auch kommen und was —“ sie zögerte einen Augenblick und fuhr noch leiser als vorher fort — „und was er auch begehren möge. Du bist sein Bruder, sein jüngerer Bruder, und Du brauchst als solcher nicht die Strenge gegen den Fehlenden zu beobachten, wie Papa es für seine Pflicht hält.“

„Ich bin alt und trübselig“, sagte sie, „daß es mir verdonnert sein wird, noch lange zu leben. Bei meinem Zustand ist es möglich, daß ich einmal einem plötzlichen Anfall von Herzschwäche erliege. Ich werde leichter sterben, wenn ich die Ueberzeugung habe, daß wenigstens Du Mitleid mit ihm haben und Deine Hand nicht ganz von ihm abziehen wirst. Versprichst Du es mir, Dietrich?“

Dietrich athmete schwer. Er zögerte ein Versprechen abzugeben, dessen Tragweite er im Augenblick nicht überschauen konnte.

Die Gräfin seufzte.

„Wüßtest Du“, sagte sie und preßte die Hand des Sohnes mit trambpfastem Druck, „wie fürchtbar ich unter der Strenge Eures Vaters gelitten und wie ich mich in all der Zeit in Angst verzehret habe und wie schwer ich noch immer leide in dem Gedanken an Bobo, der allein, hilflos dastehet, ausgeschlossen von der Familie, von dem Verber mit Allen denen, die ihm ehemals nahestanden. Ist diese Strafe nicht hart und grausam? Du wenigstens, der Du sein einziger Bruder, der Du mit ihm aufgewachsen bist, der Du Freund und Leib der Kindheit mit ihm getheilt hast, Du sollstest Dich

nicht von ihm loslagern. Du sollstest dem Verlassenen Halt und Stütze sein. Versprich es mir, Dietrich!“

Den jungen Mann durchschauerte es heiß. Er gedachte seiner letzten Unterredung mit Bobo, der frivolen Grundzüge und Absichten, die jener ernstlich an den Tag gelegt. Aber die Stimme seiner Mutter tönte von Neuem zitternd an sein Ohr.

„Ich bitte Dich flehentlich, Dietrich!“

„Ich verspreche Dir, Mama“, stieß Dietrich mit zuckenden Lippen hervor, „daß ich ihn nicht hungern und auch sonst nicht Noth leiden lassen will, daß ich immer wie ein Bruder gegen ihn handeln werde, soweit es mir mein Gewissen und die Pflicht gegen mich selbst und gegen Andere erlauben wird.“

„Ich danke Dir, Dietrich!“

Die Gräfin ließ die Hand ihres Sohnes fahren, legte sich tief aufatmend in die Polster des Sessels zurück und schloß ermüdet und angegriffen die Augen. Dietrich trat wieder ans Fenster und blickte auf den Hof hinaus, auf den eben zwei mit Garben über und über beladene Wagen herein schwannten.

Die Stimme seiner Mutter entriß ihn seinen düsteren Gedanken.

„Hast Du es Papa schon gesagt, Dietrich?“

Sie hatte sich weit vornübergebeugt und erwortete in Spannung seine Antwort.

Dietrich drehte sich zu seiner Mutter um.

„Nein, Mama. Ich fand noch nicht den Muth dazu.“

Sie seufzte.

„Aber Du wirst es ihm doch sagen?“

„Ich denke, Mama, es ist besser, er erfährt es von mir, als von einem Fremden.“

„Du hast recht.“ Sie faltete ihre Hände und blickte in stiller Trauer vor sich hin.

Erst am Tage vor seiner Abreise faßte sich Dietrich ein Herz, seinem Vater gegenüber. Der Graf hatte mit keiner Silbe seines Sohnes gedacht, obwohl sich seine Gedanken doch gewiß zuweilen mit dem Verstorbenen beschäftigten. Nun plötzlich, ganz unvermittelt, warf Dietrich — sie befanden sich auf einem Spaziergang durch den Park — die Aeußerung hin:

„Ich habe Nachricht von Bobo, Papa!“

Der alte Graf zuckte zusammen, wie unter einem körperlichen Schmerz; eine brennende Röthe lief über sein Gesicht bis zur Stirn hinauf. Er blinnte finstler zu Boden, sein Athem ging heftig, seine Lippen bewegten sich, ohne einen Laut hervorzubringen. Er kämpfte offenbar mit sich, ob er eine weitere Auskunft verlangen oder aber streng jedes weitere Eingehen auf das von Dietrich angelegene Thema verbieten sollte. Endlich rang er sich die verachtungsvoll hervorgehobene Bemerkung ab:

„Ueberschämmt er Dich mit Bettelebriefen? Brandschagt er Dich?“

„Nein, Papa! Ich bin noch nicht in der Lage gewesen, ihm auch nur einen Pfennig zuzuwenden.“

Der Graf blickte überaus auf, und ein Ausdruck stolzen Staunens trat in seinen vibrierenden Mienen hervor. Seine Stimme klang weniger hart und schroff, als er fragte:

„So? Wirklich? Das ist ja ganz merkwürdig. Arbeitest er denn da drüben irgend etwas?“

Es lag ein Ton unverkennbarer Spannung in der Frage des alten Herrn.

Dietrich zögerte. Er bereute fast, überhaupt gesprochen zu haben. Nun mußte er seinem Vater eine doppelt schmerzliche Enttäuschung bereiten. Ohne auf die ihm vorgelegte Frage direkt zu antworten, sagte er:

„... habe ich gesprochen, Papa.“

Der alte Graf blieb wie angewurzelt stehen. Seine Augen öffneten sich weit und blickten starr auf den neben ihm Stehenden. Sein Gesicht hatte mit einem Male alle Farbe verloren.

„Ich — ich verstehe Dich nicht, Dietrich“, flammelte er. „Du hast ihn gesprochen?“

Dietrich athmete schwer. Die Brust war ihm wie zusammengeknirrt.

„Ja, Papa“, antwortete er. „Bobo ist in Berlin.“

Ueber den alten Grafen kam eine heftige Gemüthsbewegung. Seine Augen flammten, die buschigen Brauen rückten ganz dicht aneinander, seine Rechte trampfte sich fest um die Hirschhorntrübe seines Spazierstödes. Wüthlich erhob er ihn und ließ ihn mit kräftigem Schwunge auf einen grünen Zweig der am Wege stehenden jungen Eiche herabfallen, der knisternd zu Boden fiel.

„Lump!“ zischte er dabei zwischen seinen aufeinandergepreßten Zahnreihen hindurch.

Dann setzte er mit hastigen Schritten seinen Weg fort. Dietrich hatte Mühe, mit dem weit ausgreifenden Alten mitzukommen. Endlich verlangsamte der alte Herr sein Tempo; die erste wüthende Erregung schien sich allmählich zu legen. Freilich, es klang immer noch eine starke innere Bewegung und ein volles Maß von Zorn und Verachtung aus dem Ton seiner Stimme, als er jetzt wieder das Gespräch mit den Worten aufnahm:

„Ich Thor! Daß ich glaube, Amerika würde ihn vielleicht bessern. Ich hätte wissen können, daß ein Spieler und toller Verschwenker überhaupt nicht mehr besserungsfähig ist. Natürlich, da krüben hätte er arbeiten müssen, da kennt ihn Niemand, da hätte ihm Niemand etwas gekümpft. Hier wird er nun Dir und Glümers und mir weislich wem noch sonst das Geld

aus der Tasche loden und sein altes Lotterleben weiter fortführen.“

„Ich sagte Dir schon, Papa“, warf Dietrich ein, „daß er mich noch in keiner Weise in Anspruch genommen hat, und Tassilo und Ertha haben überhaupt noch keine direkte Mittheilung von ihm.“

Der alte Graf machte eine abwehrnde Handbewegung.

„Das kommt noch“, stieß er ingrimmig hervor. „Das ist Euch sicher. Vielleicht hat er vorläufig einen gutmüthigen ehemaligen Kameraden gefunden, den er plündert, oder er hat sonst irgend einen Schwindel ausgeheckt...“

„Oh! Oh!“ Der Graf stieß heftig mit seinem Stod auf. „Ich Thor! Was geht's mich an! Was kümmert's mich, wie der Mensch sein Leben fristet! Bin ich nicht mit ihm ein für allemal fertig? Wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen. Ich werde ihm nicht mehr die Ehre erweisen, mich feinewegen zu erregen. Mag er betteln, schwindeln, lügen, betrügen, mag er meinetwegen stehlen, mich betrüben's nicht mehr. Ich will nichts mehr von ihm wissen, nichts, nichts!“

Der alte Herr stampfte wieder heftig mit dem Stod auf, dann griffen seine Schritte wieder mächtig aus. Und nachdem er so seiner inneren Bewegung Luft gemacht und sie anscheinend wieder überwand hatte, schlug er, seine Schritte mächtigend, plötzlich ein anderes Thema an:

„Sage mal, Dietrich, wie lange brauchst Du nun noch bis zum Afschoren?“

Neuntes Kapitel.

Die Ferien waren vorüber. Dietrich war wieder nach Berlin zurückgekehrt. Schon am ersten Nachmittag lenkte er seine Schritte nach dem Börner'schen Hause, um sich wieder zur Uebernahme der Nachhilfestunden zu melden. Das Dienstmädchen führte ihn in das Wohnzimmer der Familie, in dem ihm Fräulein Franziska empfing.

Die Tochter des Hofwagensfabrikanten war eine schlank gewachsene Blondine von nunmehr neunzehn Jahren. Sie hatte einen frischeren Teint, als er sonst den großstädtischen jungen Damen eigen zu sein pflegt, die den größten Theil ihres Lebens in parfümduftenden Salons, in Theatern und heißen Konzerten und Ballsälen zubringen. Die blauen Augen spiegelten Sanftmuth und Seelenreinheit. Ihr schlichtes, in dunklen Farben gehaltenes Kostüm bewies, daß sie nicht den Hang ihres Vaters, zu prunken und zu renommiren, geerbt hatte.

Die frische Farbe ihrer Wangen wurde noch um ein paar Schattirungen lebhafter, als sie des Eintretenden anständig wurde. Sie erhob sich lebhaft und kam mit herzlich entgegengehaltener Hand auf ihn zu.

„Sie finden mich ganz allein zu Hause, Herr Referendar“, redete sie ihn nach den ersten Begrüßungsworten an und deutete zugleich einladend auf einen der um den Sophasitz stehenden Stühle. „Papa und Mama sind nach Hoppegarten hinaus und haben Alfred mitgenommen.“

Dietrich setzte sich, um ein paar Minuten mit ihr zu plaudern, bevor er sich wieder empfahl.

„Und da schloßen Sie sich nicht an, gnädiges Fräulein?“ fragte er, an ihre Welsung antknüpfend.

„Ich bin zweimal mit hinaus gewesen“, erwiderte sie. „Das genügt mir vollkommen. Ich finde nichts so Interessantes an dem Pferdesport und begreife Papa nicht, daß er nun so ganz aufgeht in diesen Dingen, die ihm doch eigentlich fern liegen sollten. Sie wissen ja, mit welchem Interesse und mit welcher Regelmäßigkeit er alle Wettrennen in Hoppegarten und Carlshorst besucht hat. In nächster Saison will er sogar selbst Rennpferde laufen lassen.“

Dietrich machte eine Bewegung der Ueberraschung.

„Also Herr Papa hat sich wirklich entschlossen, einen Rennstall anzulegen?“

„Er ist schon mitten in der Ausführung seines Entschlusses“, erwiderte das junge Mädchen lebhaft. „In Hoppegarten hat er ein großes Terrain angekauft. Dort werden nun die Stallungen erbaut. Ich fürchte, Papa bürdet sich da eine Last von Geschäften auf, die er neben dem großen Fabrikbetriebe gar nicht wird bewältigen können.“

Dietrich blickte schweigend vor sich nieder. Fräulein Franziska's Mittheilung erfüllte ihn mit lebhaftem Unbehagen. Also war es Bobo's Ueberredungskunst doch gelungen, den Hofwagensfabrikanten in ein Unternehmen zu verwickeln, von dem er, der Leichtsinninger, allerdings nur Vortheil haben, das aber für den Unternehmer von den schwersten Folgen sein konnte. Die Stimme des jungen Mädchens wachte ihn aus seinen Gedanken.

„Was sagen Sie zu Papa's Vorhaben, Herr Referendar?“

Er erhob wieder den Blick zu ihr, während er mit Ueberzeugung erwiderte:

„Wenn mich Ihr Herr Papa um meine Meinung befragt hätte, würde ich ihm entschieden abgerathen haben.“

„Nicht wahr?“ stimmte sie erfrig bei.

„Ich habe ihm ja auch abgeredet, so viel ich konnte. Uebrig hat mich Mama nicht dabei unterstützt. Ich Gegenheit! Baron Detting hat Papa und auch Mama völlig bezaubert.“

Dietrich sentte wieder unwillkürlich seinen Blick vor dem der Frau gegenüberstehenden, und er konnte sich einer peinlichen, quälenden Empfindung nicht erwehren, die ihn diesmal noch stärker überkam.

„Sie kennen Baron Detting schon sehr lange, Herr Referendar?“

Dietrich erzitterte im Stillen bei dieser Frage.

„Seit — seit meiner Kindheit“, antwortete er, während ihm die Röthe der Befangenheit und geheimen Erregung ins Gesicht stieg.

„Baron von Detting war Offizier?“

„Ja — ja wohl, gnädiges Fräulein.“

„Und Sie — verzeihen Sie mir die Frage — Sie verkehren viel mit dem Baron?“

„Nein! Wir sehen uns nur selten.“

Es kam fast rauh aus seinem Munde. Zugleich hob er seinen Blick rasch zu ihr. Aus ihren Augen leuchtete unerkennbares Interesse. Eine quälende, beklemmende Empfindung beengte ihm den Athem.

„Wenn ich nicht irre, erzählte der Baron, Sie seien mit ihm verhandelt?“

fragte das junge Mädchen weiter und neigte sich unwillkürlich nach vorn.

„Ja — ja wohl.“

Fräulein Franziska atte eine der Quasten, mit denen die Pispel der Tischdecke verzert waren, ergriffen. Mechanisch spielten ihre Finger mit den Schnüren, während offenbar etwas lebhaft ihre Augen auf Dietrich ruhten, und sagte zögernd, mit einem schüchternen, forschenden Blick:

„Da ist es wohl taktlos, wenn ich frage, was Sie von dem Baron halten?“

In dem jungen Manne war eine Regung, die ihn beinahe angetrieben hätte, offenerzig auszurufen: „Er ist leichtsinnig und verberbl. Lassen Sie sich von seinem glatten Wesen, von seinen gewandten Manieren nicht täuschen! Hüten Sie sich vor ihm! Er hat niedrig berechnende, gewissenlose Pläne. Glauben Sie ihm nicht, wenn er Ihnen schmeichelt und Ihnen schöne Worte sagt! Er ist unzuverlässig. Hinter der glatten, gefälligen Außenseite verbirgt sich ein haltloser, häßlicher Charakter. Auf seiner Vergangenheit ruht ein schwerer Mangel; seine Ehre ist nicht rein. Er wird Sie in Verberben ziehen, wenn Sie ihm vertrauen.“

Aber sein Gefühl als Bruder ließ nicht zu, diesem inneren Wutriebe zu folgen. Und so wich er zunächst einer direkten Antwort aus, indem er fragte:

„Ich weiß nicht, in welcher Hinsicht Sie ein Urtheil über den Baron wünschen?“

„Nun, ich meine, ob er das Vertrauen verdient, das Papa ihm in unbegrenzter Weise schenkt.“

Dietrich befand sich wie im Fieber. Das Bewußtsein, gewissermaßen an einem Betrage theilzunehmen, indem er zuließ, daß Bobo unter falschem Namen festen Fuß in der Familie Börner faßte, drückte ihm darnieder. Dazu erhob sich der frühere Kampf in seiner Brust mit erneuter Gewalt. Sollte er den Struppeloffen entlarven, seinen nichts-würdigen Plan durchkreuzen, ein abnungsloses, ehrenwerthes Mädchen zu umgarnen und sich ihre Sympathie, ja, ihre Keigung vielleicht zu erlösen und zu erschmeicheln? Es suchte ihm in allen Fibern, den Mitgefühliger ein für allemal unerschütterlich zu machen.

Aber gegen diese Regung lehnte sich wieder sein Familiengefühl auf. Sollte er den Angeber des eigenen Bruders spielen, ihm mittellos den Weg zu einer Existenz verberren und damit die Möglichkeit, sich im Umgang mit guten, ehrenwerthen Menschen vielleicht allmählich zu läutern und zu bessern? Auch die Scham, sich als Bobo's Bruder zu bekennen und die Familienhande vor fremden Augen zu enthüllen, lähmte ihm die Zunge. Und so suchte er in diesem Widerstreit seiner Empfindungen einen Ausweg, indem er sagte:

„Wenn es sich um die Fähigkeiten handelt, hinsichtlich deren Ihr Herr Papa wohl auf die Mitwirkung des Barons rechnet, so kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß er ein ausgezeichnete Pferdekennner, daß er seinerzeit der beste Reiter im Regiment war und in allen Dingen, wie Dressur und Pflege des Pferdes, wohl erfahren ist.“

Und diesem Bescheide fügte er gepreßten Herzens, in seiner Nothlage keinen anderen Ausweg findend, hinzu:

„Ueber die sonstigen Eigenschaften des Barons kann ich Ihnen keine Auskunft geben.“

Zugleich erhob er sich, um sich zu verabschieden und einer Fortsetzung des ihm unerträglich peinlichen Gesprächs aus dem Wege zu gehen.

Am nächsten Tage übernahm Dietrich wieder seine Unterrichtsstunden. Seine Beziehungen zur Familie lockerten sich in der Folgezeit insofern, als der Hofwagensfabrikant gegen seine frühere Gewohnheit sich um den Unterricht seines Sohnes nicht mehr kümmerte, wenigstens erschien er während der Unterrichtsstunden, denen er früher doch so oft beigewohnt, nie mehr, und damit hörten auch die Einladungen zur Theilnahme an der Familientafel auf, mit denen Dietrich in früheren Zeiten von dem Hausherrn so oft bedacht worden war. Es schien, daß ihm seine Doppelthätigkeit als Fabrikant und Sportsman nicht mehr Zeit ließ, seinen Pflichten als Vater zu genügen.

Auch von Bobo hörte Dietrich eine ganze Zeit lang nur das, was ihm sein Schüler, dem der Baron außerordentlich imponierte, gelegentlich beigesteuert mittelste. So entnahm er diesen Mittheilungen, daß der Bau in Hoppegarten, der schnelle Fortschritt machte, in Allem, was die innere Ein-

richtung der Ställe betraf, der Oberleitung Bobo's unterstellt war.

Eines Tages — der Herbst war schon weit vorgeschritten — begegnete Dietrich seinem Bruder im Flur des Börner'schen Hauses, das er eben zu verlassen im Begriffe stand. Bobo war mit tadelloser Eleganz gekleidet und befand sich in besser Laune.

„Na, alter Junge, noch immer in Thätigkeit hier?“ hielt er seinen Bruder an. „Auch ich habe alle Hände voll zu thun. In Hoppegarten sind wir so weit fertig. Nun heißt's den inneren Betrieb einzurichten, Jockeys engagieren, einen zuverlässigen Trainer aufzulegen und dann das Rennmaterial beschaffen. Morgen trete ich eine größere Reise an. Zuerst geht's nach England. Da werde ich mir mal den Stall des Herzogs of Fife ansehen. Hat kapitale Penner. Auf seinen „Uncle Tom“ habe ich's in erster Linie abgesehen. Will sehen, den Hengst zu erwerben. Wird zwar toller Preis gefordert — dreitausend Pfund — aber schadet nicht.“

Dietrich sah seinem Bruder scharf ins Auge.

„Ich hoffe, Bobo“, sagte er ernst und eindringlich, „daß Du mit Herrn Börner's Vertrauen nicht Mißbrauch treiben wirst.“

„Mißbrauch?“ Der Ex-Leutnant machte eine pfiffige Miene. „Wie meinst Du das? Natürlich wird bei dem Handel etwas für mich abfallen. Selbstverständlich! Ein Vermittlergewinn ist erlaubt!“

Dietrich schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Bei Deinen Beziehungen zur Familie würde ich das nicht ansähdig finden.“

Der Ex-Leutnant lachte und erklärte mit überlegener Miene:

„Da sieht man gleich, daß Du von geschäftlichen Dingen nichts verstehst, mein lieber Junge. Im geschäftlichen Leben sieht man weniger auf den Anstand als auf den Profit. Und warum soll ich dem reichen Börner etwas schenken?“

„Weil er sich Dir nicht nur geschäftlich aegenübergestellt hat. Er empfängt Dich als seinen Gast. Du gehst in seiner Familie aus und ein. Ich würde doch, das legt Rücksichten auf. Uebrigens hast Du ja Absichten, die Dich wohl zu einigem Vertrautsein gegen die Familie Börner veranlassen sollten.“

(Fortsetzung folgt.)

Drache der Insekten.

In der Gegend des Amazonenstromes lebt eine Insektenart, die ein höchst merkwürdiges Vertheidigungsmittel besitzt. Es sind die über einen halben Zoll langen Scheiden- oder Deckflügel der Sandfläher, deren Bruststück und Beine hell bräunlich gelb sind, und die schwarze gelbgezeichnete Flügeldecken haben. Wenn man diese Insekten auch manchmal am Tage sieht, so jagen sie doch meist Nachts.

Wenn ich auf den Wegen meines Gartens das Licht einer Biendlaterne auf den Grund richte“, erzählt Le Comte in La Nature, „so habe ich sie nach allen Richtungen laufen und Zuspflucht in den Spalten zwischen den Steinen oder unter Grasschößeln suchen sehen. Jedesmal, wenn ich ein Insekt ergreifen wollte, hörte ich ein leichtes Geräusch, wie wenn Dampf unter Druck aus einem Ventil entweicht, meistens vom äußersten Ende des Hinterleibes und manchmal aus dem Maul, wobei sich ein Geräusch von Stidstoffoxydul verbreitet. Gleichfalls hatte ich ein starkes Gefühl von Hitze in der Hand, und ebenso ersahen mir der Körper des von mir gefangenen Insektes heiß zu sein. Die Finger und die Theile der Hand, die von dem heißen Rauch berührt worden waren, waren mit einem unvertilgbaren Braun befeckt. Es schien eine scharf ähnde Masse zu sein, die das Insekt gewaltsam in einem feinen Staub gegen einen drohenden Feind schleicht, und die es für dringende Gefahren vorrätzig hält.“

Der Vorgang ist nicht so anormal, da auch viele andere Insekten zu ihrer Vertheidigung gegen Feinde Flüssigkeiten oder Gerüche haben, aber dieses kleine Insekt scheint ein besonderes chemisches Talent und eine besondere Widerstandskraft der Eingeweide zu haben. Es ist also eine Art Drache, der von den beiden äußersten Enden Feuer und Flamme speit und sich von dem berühmten Ungeheuer des Alterthums nur in seinen Größenverhältnissen unterscheidet. Vielleicht haben unsere Vorfahren riesengroße Cicindelen, die Ueberlebenden einer antilubianischen Fauna, gefasst, so daß auf sie die Erzählungen von dem wunderbaren und schrecklichen Thier zurückzuführen sind, das im Alterthum Schätze in Höhlen bewachte.“

Die Miasmen verbreiten ansteckende Krankheiten. Auch vernehmen sie die Zahl von Strafkolonien, die in seiner Gesellschaft verpönt sind.

Im Kriege sowohl, wie im Frieden, ist Ehre und Ruhm dem Bescheiden, Der Kraft und Geist geknüpft verbindet — Vor allem: wer schwächerer Gegner findet.

China würde wohl kaum ungemüthlich geworden sein, wenn bei der Behandlung seiner Unterthanen die Gemüthlichkeit nicht aufgekehrt hätte.